

Von der kleinsten Sprachgruppe unseres Landes : zweiter Teil

Autor(en): **Eppenberger, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **28 (1944)**

Heft 12

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419943>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen dies Jahr achtmal und kosten mit dem Mitgliederbeitrag 4 Franken.
Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftskasse in Küsnacht (Zürich) auf Postcheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Obmann des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Versandstelle: Küsnacht (Zürich). - Druck: H. Gafner, Zürich 8.

Herzlichen Glückwunsch

zur Verleihung des Dokortitels ehrenhalber
entbieten wir unsern treuen Mitgliedern

Herrn Ernst Schürch, alt Chefredaktor am „Bund“,
und

Herrn Prof. Dr. Albert Debrunner in Bern

Die Ehrung Schürchs wird u. a. damit begründet, daß er „sich stets eingesetzt hat für Freiheit und Gerechtigkeit auf allen Gebieten des innerstaatlichen Lebens“. Eines dieser Gebiete, und zwar jenes, das uns vom Sprachverein besonders am Herzen liegt, ist unsere deutsche Muttersprache, für die er sich 1931 tapfer eingesetzt hat gegen die ungerechte „Verwelschung der Bundesbahnen“, wie er in seinen „Sprachpolitischen Erinnerungen“ jenen Kampf überschreibt. Daß er dabei zu den Schweizern gehört, die jederzeit Kultur und Politik unterscheiden können, und bei aller Treue zu seiner Muttersprache politische Zumutungen aus dem Mutterlande dieser Sprache ablehnte, dafür danken wir ihm als Schweizer. Und daß ein Sprachgelehrter von dem umfassenden Wissen Prof. Debrunners nicht nur zu unsern beitragszahlenden Mitgliedern, sondern zu unsern eifrigen Mitarbeitern gehört — er ist das besonders für unsern Zweigverein Bern, aber ein längerer Beitrag von ihm liegt auch schon bereit beim Schriftleiter des „Sprachspiegels“ —, das erfüllt uns mit freudigem Stolz.

An unsere Mitglieder

Die Jahresversammlung vom 29. Weinmonat in Zürich hat auf Antrag des Vorstandes den Ausbau der „Mitteilungen“ zur Monatschrift „Sprachspiegel“, die sich aus der Angleichung des Vereins- an das Kalenderjahr ergebenden Satzungsänderungen und die Erhöhung des Jahresbeitrages auf 6 Fr. einstimmig beschlossen. Das heutige Blatt ist also das letzte seiner Art; doch wollen wir darob nicht rühfelig werden, im Gegenteil, es wird ja erweitert.

Die Versammlung war außergewöhnlich stark besucht, sowohl die Geschäftssitzung wie der schöne öffentliche Vortrag Prof. Dr. Bohnenblusts über „Schweizerdeutsch und Deutsch der Schweizer“ und das gemeinsame Mahl. Es herrschte durchweg eine gehobene Stimmung. Die vorliegende Denkschrift „Vierzig Jahre Sprachverein“ berechtigte zu einem gewissen Stolz auf die Vergangenheit, die Anwesenheit der drei noch lebenden Gründer sowie einiger dem Verein angehörender Dichter und die Erklärung einiger Ehrenmitgliedschaften erweckten Freude an der Gegenwart und das eben-

falls vorliegende Probeheft des „Sprachspiegels“ Hoffnung auf die Zukunft. (Einen ausführlichen Bericht bringt die Rundschau 1944.)

Die neue Zeitschrift soll also „Sprachspiegel“ heißen. Wir können natürlich nicht von jedem einzelnen der etwa 130 verschiedenen Vorschläge, die eingegangen sind, erklären, warum wir nicht ihn, sondern den 131. gewählt haben; einige Gesichtspunkte, die bei der Wahl in Betracht kamen, haben wir in Nr. 9 erwähnt. Nur was gegen den Namen „Sprachspiegel“ vorgebracht worden ist, wollen wir zu widerlegen versuchen: Das Wort „deutschschweizerisch“, das irgendwo stehen muß, darf allerdings nicht unmittelbar vor „Sprachspiegel“ treten; das gäbe ein zu starkes „Geräusch“. Wir sagen also im Haupttitel nur „Sprachspiegel“ und setzen darunter den bisherigen Namen: „Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins“, wodurch der Zusammenhang mit dem alten Blatte angedeutet ist. Gegen „Sprachspiegel“ hat man eingewendet, der Name erinnere an die Monatschrift „Schweizer Spiegel“, was nicht jedermann angenehm sein werde. Aber für solche Leser gibt es ja auch noch Inglin's Roman desselben Namens, und dann Gott-helfs „Bauernspiegel“, den „Sachsen-“ und den „Schwabenspiegel“, ferner den „Augen-“, den „Winkel-“, den „Sag“- und noch andere „Spiegel“. Ein anderer Einwand war: ein Spiegel diene der Selbstbetrachtung und enthalte nicht den kräftigen Willen zur Tat, der z. B. in „Sprachwart“ enthalten wäre. Das ist richtig, aber man stellt sich gewöhnlich nicht vor den Spiegel nur, um zu sehen, wie schön man sei, sondern um festzustellen, was zu tun sei, um noch schöner zu werden, und so wollen wir es mit der Sprache halten. Der Vorschlag ist nur einmal eingereicht, nach der Veröffentlichung in Nr. 9 dann allerdings von verschiedenen Seiten gebilligt worden; er stammt von Herrn Albert Meyer, Lehrer in Büttenried, Gemeinde Mühleberg im Amtsbezirk Laupen. Er wird also den ersten Jahrgang unentgeltlich erhalten.

Von der kleinsten Sprachgruppe unseres Landes

Von H. Eppenberger
Zweiter Teil

Nachdem ich in der letzten Nummer die heutigen sprachlichen Zustände im Oberhalbstein kurz beschrieben, will ich erzählen, was ich im Engadin beobachtet habe.

Ich hielt mich in Samaden auf, wo ich von Herrn alt Pfarrer El. empfangen wurde, von dem ich wertvolle Auskunft erhielt. Es war mir ein großes Vergnügen, mich mit diesem freundlichen alten Herrn zu unterhalten.

Wie bekannt, sprechen die Romanen des Engadins das Rumantsch ladin und nicht das im Vorderrheintal und im Oberhalbstein verbreitete Romontsch sursilvaun. Mit der Eröffnung der Rhätischen Bahn vor 40 Jahren, mit dem gewaltigen Aufschwung des Fremdenverkehrs sind viele Deutschschweizer als Bahnbeamte, Hotelangestellte usw. ins Land gekommen. Wie die mächtigen Hotelpaläste die alten Engadiner Häuser erdrückten, erdrückte die Masse der deutschsprechenden Einwanderer beinahe die Zahl der Engadiner Romanen. Aber die rätoromanische Kultur hat eine erstaunliche Kraft bewiesen und sich die „lebensfremden Elemente“ langsam, aber unablässig einverleibt.

Wichtig scheint mir zu sein, daß die Zöglinge der Kleinkinderschulen so weit wie nur möglich romanisch unterhalten werden. Auch in der engadinischen Volksschule sind wie im Oberhalbstein die untern Klassen romanisch; nur in den oberen Klassen wird deutsch unterrichtet, daneben sind noch zwei wöchentliche Unterrichtsstunden dem Romanischen gewidmet. Unter diesen Umständen dürfte keine Gefahr bestehen, daß die romanische Muttersprache verloren gehe.

Ganz allgemein habe ich die Überzeugung gewonnen, daß die Romanen des Engadins so gut wie ihre Brüder im Oberhalbstein einen großen Kampf zur Erhaltung und Stärkung ihrer ehrwürdigen Muttersprache ausfechten, wenn sie auch davon, wie es in ihrem Wesen liegt, nicht viel Aufhebens machen. Einiges von diesem Kampf ist offensichtlich, beispielsweise die in der „Rundschau“ 1943 erwähnte Tatsache, daß 49 politische Gemeinden und 38 Untergemeinden, die im Jahre 1902 ihren romanischen Namen verdeutscht hatten, zu ihren alten Namen zurückgekehrt sind; ferner die zunehmende Anwendung des Romanischen in Aufschriften an Gebäuden, auf Ansichts- und Glückwunschkarten usw. Ebenso wichtig, ja schließlich bei aller Einfachheit vielleicht das Wirksamste ist aber der Gebrauch des Romanischen im Alltagsleben, in Wort und Schrift, nach dem Grundsatz: *Tanter rumanschs be rumanschl!* (Unter Romanen nur Romanisch!). Die Anerkennung des Romanischen als vierte Landessprache hat ohne Zweifel fördernd gewirkt. Wer keinen nähern Einblick hat, ahnt nicht die Wirksamkeit der Sprach- und Gesangsvereine; er sieht nicht die in jedem Haus verbreiteten Kalender, Jahr- und anderen Bücher; er weiß nichts davon, daß dem Engadiner gute Wörterbücher zur Verfügung stehen und daß sogar ein neues in Vorbereitung ist, das gute Neubildungen für die Gegenstände der verschiedensten Gebiete unseres heutigen Lebens enthalten wird. Sehr wirksam ist besonders seine Zeitung, das „Fögl ladin“, das in Samaden wöchentlich zweimal erscheint und die amtlichen Anzeigen einer Reihe von Gemeinden (Samaden, Silvaplana, Zernez usw.) enthält. Es führt einen zielbewußten Kampf für die ladinische Sprache. Überall greift es ein, wo es Schäden zu erblicken glaubt, Gefährdung oder ungenügende Berücksichtigung. Es bekämpft hundertfach die in Wort und Schrift eingedrungenen Germanismen und Italianismen und dringt auf die Wiedereinführung echt romanischer Wörter und bodenständiger Ausdrücke und Redewendungen.

Da die 44000 Romanen Graubündens sprachlich so zersplittert sind, bleibt wohl manches Buch ungedruckt, das seinen Verleger finden würde, wenn die Absatzmöglichkeiten nicht im vornehmerein so beschränkt wären. Auch sonst mag manches ungeschehen bleiben, was zur Erhaltung und Förderung des Romanischen noch beitragen könnte. Um so erstaunlicher ist, was schon geleistet wurde und immer noch geleistet wird. Wenn ich zum Schlusse sage: „Man kann lange suchen auf der ganzen Welt, bis man eine andere

Sprachgruppe von so beschränktem Umfange findet, welche der Pflege der eignen Muttersprache eine so intensive Tätigkeit zuteil werden läßt“, so gebrauche ich nicht eigene Worte, sondern wiederhole nur, was kein geringerer als Peider Lansel in seiner Arbeit „Die Rätoromanen“ (ins Deutsche überfetzt von alt Bundesrat Heinz Häberlin) von seinen Landsleuten sagt.

Samaden war voller Soldaten aus allen Landesgegenden, auch aus der Westschweiz. Noch selten habe ich an einem Ort die verschiedenen Sprachen unseres Landes derart kunterbunt durcheinander sprechen hören wie in diesem Bündnerdorf. Angesichts der völligen Unbefangenheit, mit der diese Soldaten verschiedener Zunge untereinander und mit den Einheimischen verkehrten, ist mir erst so recht zum Bewußtsein gekommen, wie gut wir Schweizer die Sprachenfrage gelöst haben und wie unglücklich jene andern Völker, die glaubten, zur Erreichung bestimmter Zwecke Vorschriften und Gewaltmittel anwenden zu müssen.

Aber noch ein Gedanke ist mir in Samaden gekommen: Wenn unsere deutsche Sprache in Schriftform oder Mundart jemals in Gefahr kommen sollte — die Romanen zeigen uns heute, daß in dem Menschen, dem Gefahr droht, der Abwehrwille erwacht, und sie zeigen uns, wie man sich wehren soll und kann. Auch wir Deutschschweizer würden uns gewiß wehren und auch zu wehren wissen — diesen Trost habe ich aus dem Bündnerland mit nach Hause genommen. Ich hoffe nur, es könne bald, bevor Gefahr droht, von uns Deutschschweizern gesagt werden, daß wir „der Pflege unserer Muttersprache eine intensive Tätigkeit zuteil werden lassen“, wie Peider Lansel es von seinen Romanen sagen konnte.

Briefkasten

Vorbemerkung. Da die Mitteilung „An unsere Mitglieder“, die Fortsetzung der Sprachbeobachtungen im Bündnerland, die Abrechnung mit Dr. Schmid und das Inhaltsverzeichnis noch in diesem Jahrgang erscheinen mußten, kommt diesmal der Briefkasten etwas zu kurz und erlebte nur einen schon anhängigen Fall. Im „Sprachspiegel“ wird er dann wieder reichhaltiger.

E. W. K., S. Mit dem lateinischen Ersatzbuchstaben für unser *ß* ist es doch eine vertrackte Geschichte, wenn die Schreibmaschine oder die Druckerei dafür kein *B* hat. Wir haben Ihnen in Nr. 5/6 gesagt, daß nach der Regel, wonach man nicht dreimal nacheinander denselben Buchstaben schreibe (sondern Schiffsahrt, Schnellläufer, Brenneffel) Gebilde entstehen wie Schlusssatz, Fussoldat, Massstab, Fusspur. In Nr. 7/8 haben wir auf den Wink eines aufmerksamen Lesers hin die Regel eingeschränkt auf jene Fälle, wo die drei *S*-Laute zwischen zwei Selbstlauten stehen; sie gelte aber nicht vor einem weiteren Mitlaut (wie in: stickstoffrei, Sauerstoffflasche), daß man also schreibe Massstab, Fusspur. Und nun werden wir von einem findigen Korrektor aufmerksam gemacht auf eine im Duden nicht leicht zu findende Regel, wonach man auch zwischen Selbstlauten *sss* schreibt, also Massssäule und Fussoldat. Das Verbot der drei gleichen Buchstaben gilt also nicht für das *s*. Das ist ganz vernünftig, aber warum gilt es für die andern Buchstaben, ganz abgesehen von Fällen, wo das *f* einen andern Laut (*sch*) bezeichnet wie in Stadt, Spur oder einen andern Laut nur bezeichnen hilft wie in Schiene (also Kongressstadt, Reisschiene)? Die Begründung Dudens ist rein äußerlich und oberflächlich: die drei *s* seien „gemäß der richtigen Schreibung (*B*) nur als zwei Mitlaute aufzufassen, nicht als drei, von denen einer auszustoßen wäre“. Aber die drei *f*, *l*, *n* usw. in „Schiffsahrt, Schnellläufer, Brenneffel“ wären natürlich auch nicht als drei, sondern nur als zwei Mitlaute aufzufassen, denn wir sprechen in „Schiff, schnell, brenn“ die zwei *f*, *l*, *n* auch nur als einen Laut. Wenn man das Verbot der drei gleichen Buchstaben mit seinen mancherlei Ausnahmen (vor 4. Mitlaut, bei *ss* und bei Silbentrennung) gänzlich aufheben könnte, würde das Leben für Lehrer und Schüler, Setzer und Korrektoren etwas leichter —, solange man ihnen nicht zumuten darf, am rechten Orte *B* zu setzen. Von tatsächlicher Bedeutung ist die Sache eigentlich nur für Drucker, höchst selten für den privaten Schreibgebrauch. Ob richtig gesetzt sei oder nicht, beachtet auch ein gebildeter Leser kaum, weil seine Auf-